Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Aus der Arbeiterwelt" einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 40 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (ohne Bestellgeld) pro Vierteljahr M. 2.—. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn M. 6.—, für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentagen von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 Pf. berechnet und bei mindestens dreimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition angegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 93. Dresden, Donnerstag den 24. April 1902. 13. Jahrg.

Das Zentrum in Nöten.

Aus München wird uns geschrieben:

Was ist die Schule? Wir meinen natürlich die Volksschule. Denn über das Wesen der höheren Schulen giebt es keine Meinungsdifferenzen zwischen den Parteien der kapitalistischen Klasse: sie dienen — übereinstimmend wird das bezeugt — dem einen Zweck, die Söhne der Bourgeoisie und demnächst mehr und mehr auch die Töchter mit der Fülle der Kenntnisse auszustatten, die ihr angeborener Herrscherberuf derereinst von ihnen fordert. Die Volksschule dagegen, die ganz gewöhnliche Elementarschule, die die ganz gewöhnlichen Söhne und Töchter des weniger als gewöhnlichen Proletariats bevölkern müssen — was ist die? Welche Zwecke hat sie zu erfüllen? Welche Aufgaben zu lösen?

Hier wird die Antwort schwierig, denn sie ist an die Vorbedingungen geknüpft, daß das Gottesgnadentum der herrschenden Klassen keinen Stoß erleidet. Bildung macht frei, lautet ein freies Wort. Kenntnisse erleichtern das Erkennen, wollen wir in unserem Falle übersetzen. Nichts ist für die Bourgeoisie und was drum und dran hängt gefährlicher, als daß dem Proletariat die Bahn des Erkennens geebnet wird. Folglich dürfen Kenntnisse nur in Minimaldosen verabreicht werden, die so groß und nicht größer sind, als die Interessen der dreimal geheiligten Ordnung gerade noch erlauben. Und daraus folgt, daß man der Volksschule keine durch sich selbst gegebene innere Berechtigung zugestehen darf, sondern daß man, um das Ziel ihrer Einschnürung zu erreichen, sie außerhalb ihrer selbst liegenden Zwecken unterordnen und sie Bestrebungen dienstbar machen muß, mit denen sie an sich nicht das geringste zu thun hat.

Zwar erhebt die Pädagogik gegen derartige Versuche lauten Protest und diese Pädagogik ist in all ihren wissenschaftlichen Ansichten von Anhängern der bürgerlichen Wirtschaftsauffassung errichtet worden. Aber seit wann hätte sich denn die Bourgeoisie gleich den Rittern vom Stegreif um Fundamentalsätze oder Forderungen der Wissenschaft gekümmert, wenn die einen oder die andern, oder beide zusammen ihren Herrschaftsinteressen widerstreben. Entweder heißt es da mit Stahl, dem getauften Vorkämpfer des preußischen Junkertums: die Wissenschaft muß umkehren oder man läßt die unbequemen Werke bedeutender Denker achtlos unter den Tisch gleiten in der Erwartung, daß niemand sie aufhebt, oder schließlich — dann ist man besonders gnädig und tolerant — man erklärt alles Unbequeme für eine zwar unter Umständen recht schöne, aber besonders graue Theorie, der die goldene Praxis nur langsam und bedächtig nachzufolgen vermöge.

Es entsprach daher lediglich der alten guten Tradition der Verwaltigung wie der Bemäntelung, wenn in der achttägigen Generaldebatte über das bayrische Schulbedarfsgesetz auf die Frage: was ist die Volksschule? das Zentrum die Antwort gab: eine Hilfsanstalt — wohlgemerkt: eine Hilfsanstalt — für die Familie, die Kirche und — in weitem Abstand — den Staat. Im Eifer des Wortgefechts ließ man unvorsichtigerweise sogar den familiären und staatlichen Mantel noch fallen und übrig blieb in hüllenloser Nacktheit allein die Kirche. Es war der Renommier-Volksschullehrer des Zentrums, ein auf den Namen Wörle hörender Mann, der mit aller Kraft seines Organs die Volksschule für ein annexum religionis, ein Anhängsel der Kirche, ausgab.

Die Liberalen schrien dreimal Wehe und stürzten sich mit einem wahren Wutgeheul auf den fetten Bissen. Ihr Schönredner Casselmann, das kommunale Oberhaupt von Bayreuth, zeigte ihn schwarz auf weiß, bebend vor Entrüstung, dem versammelten Tribünenvolke und bewies daran in langen Tiraden die eminente Kulturfeindschaft der Schwarzen. Also wollen die bayrischen Liberalen weder vom Klerus, noch von der Religion in der Volksschule etwas wissen? Weit gefehlt! Es war wieder nur Theaterdonner, den uns die Liberalen vorgemacht hatten. Zwar wollen sie die Schule verstaatlichen, aber auch in der Staatsschule muß mit Eifer darauf bedacht genommen werden, daß dem Volke die Religion erhalten und daß die Kinder des Volkes mit Bibelsprüchen vollgepfropft werden. Die Kirche und ihre Diener haben auch nach ihnen in der Volksschule ein wichtiges Wort mit dreinzureden. Mit den Ultramontanen raufen sie also nicht um das Prinzip, sondern nur um die Weite der Breiche, mit der es durchlöchert ist.

Der prinzipielle Kampf wurde lediglich zwischen dem Zentrum und der Sozialdemokratie ausgetragen. Unsere Fraktionsredner, Segitz und Adolf Müller, konnten höhnisch darauf aufmerksam machen, daß es liberale Waffen wären, die sie schwängen: Waffen aus der Zeit, in der es in Deutschland noch einen Liberalismus gab. Sie konnten mit Nachdruck darauf hinweisen, daß sie und nur sie die Forderungen der pädagogischen Wissenschaft verträten, die in der Schule nur die Schule und nichts weiter kennt, — umsonst. Die Liberalen haben die Scham längst verlernt und das Zentrum erkennt eine pädagogische Wissenschaft überhaupt nicht an.

Es pocht auf seine numerische Stärke und stimmt alle Gegenanträge brutal nieder. Das hat die Spezialdiskussion bisher deutlich ergeben. Würde die bislang bewiesene Hartnäckigkeit bis zum Ende anhalten, so wäre die Aussicht gegeben, daß die herrschende Partei Bayerns ihren Willen erreicht und der Wörlesche Satz mit erklecklich mehr Recht als bisher seine gesetzliche Geltung erlangt.

Allein nicht einmal in Bayern wachsen die Bäume des Zentrums in den Himmel, sei es auch nur unter das gemalte Gewölbe der Kirche. In den Osterferien hat das Ministerium unter sich und mit dem Vertreter der Krone Rat gehalten und es steht schon fest, daß das Zentrum zwei seiner vier Hauptforderungen und zwar die Bezahlung von Katecheten aus kommunalen Mitteln und die Belastung der Städte mit einem erheblichen Bruchteil der Alterszulagen nicht erreichen wird. Der einmütige Protest der Städte hat im Ministerium wie bei dem Regenten den nötigen Eindruck erzielt.

Was wird angesichts dessen das Zentrum beginnen? Wenn es konsequent wäre, gäbe es nur eins: Das Ministerium stürzen. Aber dies Eine wird nicht geschehen. Heute noch viel weniger, als im Jahre 1899 beim Beginn der Legislaturperiode, als es von unserer Seite dazu aufgefordert wurde. Zu einem solchen Gewaltstreich fehlt ihm all und jeder Mut und mehr als das: die dazu nötige Kraft und Fähigkeit. Mit der Zahl allein ist es nicht gethan, wenn man nichts weiß und niemand hat, den man an die Stelle der Gestürzten setzen könnte. Hat das Zentrum im Reiche jede Gelegenheit dazu benützt, nicht um eine eigene Politik zu treiben, sondern um mit den Nationalliberalen um die Wette umzufallen, so ist das Zentrum in Bayern seit der 99er Wahl eifrig bemüht gewesen, unseren Exzellenzen begreiflich zu machen, daß es nicht so umstürzlerisch gesonnen ist, wie man in der eigenen Presse dem Volk der Anhänger zu Liebe allwochentlich anzudrohen beliebt. Und die Exzellenzen, die vor 2½ Jahren recht zaghaft dreinblickten, haben es allgemach begriffen und sind nunmehr so weit gekommen, über die Mehrheit zu spötteln, vor der sie zittern müßten.

Kein Wunder, daß sie gelassen in den Saal der Volksboten schauen und daß die Partei der schwarzen Greise immer ratloser wird. Für sie bleiben jetzt nur zwei Wege: entweder das Gesetz scheitern zu lassen oder vor dem Machtspruch des liberalen Ministeriums zurückzuweichen. Welchen immer sie einschlagen werden, es steht heute schon fest, daß das Zentrum so oder so mit einer argen Wunde mehr beladen das parlamentarische Getümmel verlassen wird. Nicht genug damit: die Kurkosten wird das Zentrum dann während der nächsten Wahlen noch obendrein zu decken haben.

Esto.

Politische Uebersicht.

Der Kinderschutz im Reichstage.

Am Mittwoch begann im Reichsparlament die erste Beratung des Gesetzentwurfes über die gewerbliche Kinderarbeit. Nach langer Zeit wieder einmal ein sozialpolitisches Gesetz, das, wenn auch nur einen recht bescheidenen, so doch immerhin einen Fortschritt bedeutet. Der Regierung scheint doch zu Zeiten das schlechte Gewissen zu schlagen. Die Folgen des Wuchertarifs sollen wenigstens durch eine neue Dekoration verhüllt werden. Bei den Mehrheitsparteien herrscht infolge ihres Brot- und Fleischwuchers ein ähnliches Gefühl. So viel Sympathie ist selten noch von den Vertretern der agrarischen Parteien einem Arbeiterschutzgesetz entgegengebracht worden.

Herr Hitze vom Zentrum leitete die Erörterung ein und fand des Lobes kein Ende. Die Unterscheidung der Vorlage in eigene und fremde Kinder will er sogar in der Richtung einer größeren Beschränkung der von den eigenen Kindern geleisteten Arbeit weniger streng durchführen, als der Entwurf es thut. Herr Dr. Pachnicke von der freisinnigen Vereinigung erklärte sich mit der Vorlage auch im großen und ganzen einverstanden. Die Sozialdemokratie hat die bürgerlichen Parteien so weit erzogen, daß dieser „reine" Manchestermann es nicht wagte, gegen die in der Vorlage enthaltene Kontrolle der Familienverhältnisse Sturm zu laufen. Auch der konservative Abg. Frhr. v. Richthofen machte keine Einwendungen geltend. Mit junkerlicher Dreistigkeit meinte er jedoch, daß nur, wenn der Zolltarif das Geld im Lande lasse, Deutschland die sozialen Lasten tragen könne. Natürlich kann der Entwurf auf die Zustimmung der Junker nur rechnen, wenn er auf die gewerbliche Kinderarbeit beschränkt bleibt, d. h. wenn er die landwirtschaftliche Kinderarbeit außer Betracht läßt.

Eine ganz andere Tonart schlug selbstverständlich der Redner unserer Partei, Genosse Wurm, an. Er übte an der Halbheit

---

Die schwarze Käť.

Erzählung von Carlot Gottfrid Reuling.

(Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Die schwarze Käte hatte das Pfarrhaus innerlich hoch befriedigt verlassen und ging vergnügt durch die Hauptstraße des kleinen Landstädtchens. So oft sie einer Bekanntin habhaft werden konnte — und es gelang ihr überraschend oft — erzählte sie von ihrer Heirat und dem Glück, das sie machen werde. Sie konnte mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß sich auch nicht eine darüber freute und sie schilderte deshalb ihr Los mit den glänzendsten Farben. Wie wohl that es ihr dann, wenn diese oder jene so unvorsichtig war, ihren Neid durch eine Aeußerung zu verraten. Man hatte es ihr ja früher oft genug deutlich zu merken gegeben, welch ein geringes Geschöpf sie sei und sie beim Tanz oder einer sonstigen Festlichkeit mutterseelenallein stehen lassen. Daß sich alle Burschen, sogar Bürgersöhne und selbst Herren der Beamtenwelt über Hals und Kopf in die schwarze Käte verliebten, trug nicht zum mindesten dazu bei, sie bei der ganzen weiblichen Einwohnerschaft noch unbeliebter zu machen. Natürlich, das Vagabundenblut war nicht auszutilgen und Zigeunerinnen und ähnliches Gelichter ist ja ehrbaren Männern von jeher am gefährlichsten gewesen. Und der Käte, nun der sah man doch schon von weitem an, woher sie stammte; du lieber Gott, wenn man so mit den Augen blitzen, und sich so in den Hüften wiegen und drehen kann: da weiß jede tüchtige Frau sogleich, wie viel Uhr es geschlagen hat. Der Apfel fällt ja niemals weit vom Stamm — und daß die braune Liese — so hieß Kätes biedre Mama — aus der Nachkommenschaft des Schinderhannes stammte, war jedem Kind im Ort bekannt. Es war schlimm genug, daß man die Sippschaft überhaupt in der Gemeinde dulden mußte. Aber sie hatten sich drüben am Wald ein Häuschen erworben und lebten in der rätselhaftesten Weise immer herrlich in den Tag hinein. Sie bettelten nicht einmal, arbeiteten grundsätzlich nicht das Geringste: und doch ging es ihnen mindestens erträglich. Freilich fehlten im Ort häufig Gänse und Hühner und Enten und Käte und ihre brave Mutter waren auffällig oft im Wald mit Beeren- und Pilzesuchen oder Holzsammeln beschäftigt — aber einen Diebstahl nachzuweisen gelang auch nicht einmal.

So hatte sich Käte bis zu ihrem siebzehnten Jahr redlich ernährt und mehrere Anträge aus dem Orte zurückgewiesen. Da war sie eines Tages plötzlich verschwunden. Die Mädchen atmeten auf und die gesamte männliche Jugend befand sich längere Zeit in einem höchst aufgeregten Zustand, bis die Nachricht auftauchte, die schwarze Käte sei als Kellnerin in der Hauptstadt gesehen worden. Sie habe goldene Armbänder und Ringe und Uhr mit Kette und prange in seidenen Röcken mit Sammetmiedern herum. Anfangs traute man dem Gerücht nicht ganz; als aber der unverheiratete alte Herr Amtsrichter selbst in die Stadt gefahren und kummervoll dort die Käte gesehen hatte: da war der Wahrheitsbeweis erbracht, daß sie sich auf dem schlechtesten Wege befand und eines Tages per Schub in den Ort zurückgebracht werde. Man hatte auf dieses Ereignis jahrelang gewartet und konnte es der schwarzen Käte nie verzeihen, daß sie jetzt eine ehrbare Frau werden sollte. Auch die Hoffnung, ihr die Freude an der Hochzeit durch gehässige Reden einigermaßen zu verleiden, hatte bei ihrem entschiedenen Charakter so viel Aussicht als die Wahrscheinlichkeit, einen Affen an der Gicht leiden zu sehen. Waren doch schon heute einige schüchterne Versuche dieser Art von ihr in einer Weise abgeschnitten worden, daß niemand mehr Lust fühlte, sich nach etwaigen Privatverhältnissen weiter zu erkundigen. Man begnügte sich, ihr achselzuckend nachzusehen, wie sie durchs Städtchen tänzelte und nach allen Seiten huldvoll und gnädig herablassend grüßte.

Bei dem Steinmetz am Ende des Ortes blieb sie stehen. Ein grobknochiger Mann hieb ein Mühlrad aus einem mächtigen Steinbrocken. Die Käte sah ihm zu, wie er so fleißig drauf los meißelte, trat dicht hinter ihn und hieb ihm derb auf den gebräunten Stiernacken.

„Himmelherrgottsakrament" fluchte der Steinmetz und drehte sich um. Weiter kam er aber nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er das Mädchen an. Reden konnte er nicht.

„Na, wie geht's Dir denn, Gobes?" fragte die Käte und reichte ihm die Hand. „Fürchtest Dich wohl vor mir? Ich bin kein Gespenst. Da; fühl nur!"

Sie hielt ihm den Arm hin; wieder Erwarten aber wich der Gobes zurück, anstatt sie zu kneifen. Das verdroß die Käte gewaltig.

„Was ist mit Dir los?" fragte sie schnippisch. „Bist wohl gar stolz geworden? He? worauf denn?"

Der Steinmetz schüttelte den Kopf und wollte sich offenbar zu einer Antwort aufraffen. Da hörte man im Hause ein kleines Kind schreien. Das Gesicht des Mannes überzogen tiefe Furchen.

„Ach so" lachte die Käte; „jetzt versteh ich freilich schon. Also verheiratet. Am Ende doch die Gritte? Ja? weißt Du, dann drück ich mich lieber. Die hat mich nie riechen können."

Nach ein paar Schritten drehte sie sich aber noch einmal um und zog in plötzlicher Laune eine aus dem Pfarrgarten genommene Rose von dem Busen.

„Du hast sonst immer um was von mir gebettelt, Gobes?", sagte sie; „jetzt sollst Du 'ne Blume haben. Da, die schenk ich Dir zum Andenken."

Sie reichte sie ihm hin; als der Steinmetz nicht gleich zugriff, ließ sie die Rose fallen und huschte trällernd wie ein Irrwisch über den schmalen Steg nach ihrem Häuschen.

Gobes, in der Taufe Jakobus geheißen, stierte die Blume lange dumm an. Er war ein etwas beschränkter Mann und vor Zeiten sterblich in die Käte verliebt. Aber sie hatte ihn ausgelacht, als er im steifen Sonntagsrock zu ihr kam und sie heiraten wollte. Der Gobes konnte den Schlag lange nicht verwinden; endlich machte er seine Drohung wahr und ehelichte aus Rache die bitterste Feindin der Käte, obgleich er das rappeldürre Mädchen niemals gemocht hatte. Volle Gestalten waren sein Schwarm gewesen; so wie die Käte jetzt aussah. Er fuhr sich mit dem Aermel über das schmutzige Gesicht und schnaubte laut. Das Kind schrie von neuem. Gobes zerstampfte die Rose langsam mit den plumpen Schuhen. Dann schlug er noch wuchtiger auf den Stein . . .

Die kirchliche Hochzeit der Käte lief ohne Zwischenfall ab; jedes Plätzchen war besetzt gewesen, um die schwarze Käte in Schleier und Kranz zu genießen, die ihr so trefflich standen, daß nicht nur Ehrwürden und der alte Herr Amtsrichter allein kein Auge von ihr abwenden konnten. Ein schöneres Paar wie die beiden fand man so bald nicht wieder und alle gute Seelen des Städtchens freuten sich, daß ihr Aufenthalt nicht mehr

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020424/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG